



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 40.

Samstag, den 7. Oktober 1917.

Erscheint wöchentlich.

Bekenntnisse von Hans Thoma.

Der jetzt 73jährige berühmte Maler Hans Thoma hat soeben im Verlag von Eugen Diederichs in Jena ein knapp 47 Seiten umfassendes Büchlein „Die zwischen Zeit und Ewigkeit unserer flatternde Seele“ erscheinen lassen. Es sind Bekennnisse eines Weltweisen, die in ihrer Tiefe und Größe bei jedem Lesenden ersten Widerhall finden werden.

Wir Gläubiger und Leuchtstärker funkeln in der Nacht des Raumes und in der Zeit herum und können nie so recht wissen, was wir eigentlich sind. Wir sind zwischen Licht und Finsternis eingewobene Wesen. Wir wissen nicht, sind wir das Nichts, das nach dem Nichts sich sehnt, oder sind wir das Etwas, das ewiges Dasein verlangt.

„Das tiefste Wissen, das der Seele zuteil wird, dürfen wir das Gewissen heißen, — das ist unabhängig von den Träumen, die das Schicksal flücht, und über uns verhängt. — Das Gewissen bewacht den häßlichen Schnatzen und ist ihr bester Feind, das er der Seele nicht verloren geht, und daß sie den Anspruch auf ihr Heimatreich nicht verliert.“

„Die alte Frage nach dem Rätsel Mensch, um das sich unser Dasein dreht, ist in dieser Kriegszeit bis in die Tiefen aufgewühlt. Der Mensch erscheint jetzt in seiner Radikalität, nachdem er die Oberflächlichkeit abgeworfen hat, als ein schreckliches Wesen, in einer Wahrheit, deren Anblick Furcht und Entsetzen erregt. Der Mensch ist so fürchterlich, weil er für uns ja selber kein Tier ist, und wir nicht davon loskommen, zu denken: Das bin auch ich! Der Krieg hat den Bahn von der fortwährenden Bevölkerung des Menschengezechts grausam gerührt, und wir können bezweifeln, wenn es nicht tragische Gedanken geben, die noch an den Menschen glauben und nicht zweifeln, daß er seinen Ursprung, den er nicht verleugnen kann, er möge nun toben wie er will, von Gott, den wir verkauften Vater nennen, genommen hat; Seelen, welche die Herrlichkeit des Menschentums kennen, welche die Herrschaft des Gottesglaubens auf Erden begründen helfen wollen.“

„Krieg und Streit, die aus der Lebensnot hervorgehen, gefährden gar manche der Eigenschaften, die wir gute nennen, auf denen der Zusammenbau aller Menschenschönung sich aufbaut. Eine dieser Eigenschaften ist das Gewissen, das geheimnisvolle, angeborene Gefühl, in dem der gemeinsame Ursprung aller Menschenseelen seinen Ausdruck findet, die mahnende Stimme, die sagt: „Was du bist, woher und wohin dein Gang, das hast du mit deinen Brüdern gemein.“ Dadurch ergibt sich eine Art von Ehrgefühl gegen seine Mitmenschen, gegen alle Lebewesen, denn über allen schwebt das Geheimnis Gottes. Das Gewissen mahnt zur Gerechtigkeit und zur Barmherzigkeit. . . Das Mitleid mit allen Geschöpfen entpringt aus ihm. . . Eine der höchsten Pflichten der Menschenerziehung wäre wohl die Schärfung des Gewissens, so daß das Gewissen mehr als das Wissen die Ordnung im Volk und Staat aufrecht erhalten könnte.“

„Der Krieg scheint das Gewissen aufzuheben, abzutöten; aber es wäre auch möglich, daß er es auf die Wage legt, auf der Milderer gezogen werden, daß es dort geprüft und geschärft wird und gereinigt hervorgeht, sich in seiner vollen Notwendigkeit für den Bestand des Menschengezechts zeigt.“

„Aus allem Uebel und Jammer heraus ist der schönste Traum der Menschheit entstanden: der vom Frieden. Wir suchen auch in jedem Kampfe mit unserer ganzen Seele ehnfüchtig den Frieden.“

Schon fürchteten viele, daß wir (d. h. Deutschen) zu einem Volke der ewigen Reider und Mördler gelangen seien, zu Splitterhirschen, verwirrten Kritikern, Rechhabern voll Hochmut und Spöttern geworden seien. Später führten das Wort und verachteten alle noch vorhandenen Spuren, die zeigten, daß wir ein Volk von Weisen und Heiligen sein sollten und könnten. Der Stummwind des Krieges hat viele Reibel des Geschwätzes hinweggefegt, und das Deutschtum erhebt wieder in seiner allgänzenden Herrlichkeit. . . In was mag das Glück eines Volkes wohl bestehen? Vielleicht doch nur darin, daß es seiner Lebensart entsprechend sein Dasein hat, daß es überhaupt da ist. Für seinen Bestand setzt ein Volk sein Leben ein; jeder einzelne tritt in den Kampf und ist zum Opfer bereit; denn es handelt sich im tiefsten Grunde nicht um das Glück, sondern um das Dasein, um die Erhaltung des Volkes. Das Glück eines Einzelnen besteht eigentlich doch auch darin, wie es ihm geht, wie er im Zufall des Lebens handelt und wirkt, wie das Schicksal mit ihm umgeht, sondern daß er überhaupt eine lebendige Seele ist. . .

Man sucht in dieser schrecklichen Kriegszeit überall nach Trost in allen Winkeln seiner Seele. Diese Zeit ist vielleicht einer der besten Schöpfungsblänge unserer Väter. Er nimmt seine Menschenherde und Inet; er baut Späße davon, er will vielleicht aus der Ferde ein Volk nach seinem Willen schaffen. . .

Form geben will, wie sie ihm gut scheint, so daß er ihr seine Seele einbauden kann. Geknetet werden, geknetet werden, das tut aber der Menschheit noch und ist nichts als Jammer für sie. Die können nun nichts anderes tun, als Vertrauen zum Bildner haben und schweigend erwarten, was er vorhat mit seinem Volke.“

Der Torpedierte auf dem Lande.

Unter dem Titel: „Unfreiwillige Erzählungen eines Augenzeugen“ veröffentlicht die Londoner „Daily Mail“ folgende Aufzeichnungen eines Torpedierten:

Ich bin torpediert worden. Es geschah um Mitternacht. Natürlich war die Sache peinlich, obwohl wir fast alle mit dem Leben davonkamen, dank einem jener Glücksfälle die jetzt der britischen Flotte gebühren. Ich möchte aber doch feststellen, daß das Gefühl, torpediert zu werden, so schrecklich es auch ist, doch lange nicht so entsetzlich ist als die Sensation, die unter am Lande herrscht. Die Leute, die noch nie in ihrem Leben torpediert worden sind, machen sich gar keine Vorstellungen davon, wie sich U-Boote und Minen und Explosivstoffe und Torpedos verhalten als Stoff für eine allgemeine Konversation entwickeln haben. . .

Wenn Sie in Bezug auf Torpedierung persönliche Erfahrungen besitzen und die peinliche Erinnerung daran so bald als möglich loszuwerden wünschen, so fassen Sie sich plötzlich einem allgemeinen Mißtrauf gegenüber. Lassen Sie sich von einem Augenzeugen erzählen. Solange wir im Rettungsboot waren, sprachen wir natürlich von dem Torpedo, der uns getroffen hatte. Als uns das Rettungsboot schiff ausnahm, diskutierten wir mit den Offizieren die technische Seite dieses besonderen Torpedierfalls. Wir landeten im Hafen A. „Ahl! Torpediert! Bravo!“ sagten die Hafenbeamten höflich. Sie jagten das in demselben Ton, wie untereinander jagten würde: Ach — Sie haben den Zug verläßt! . . .

Wir kamen in ein Hotel. Wir waren unseres Abenteuer schon in allen feinen Formen — der intellektuellen, der technischen, der sentimental, sogar der finanziellen (denn wir alle hatten alles verloren) — reichlich überdrüssig. Wir wollten wirklich nichts mehr hören von Torpedos, U-Booten und ähnlichen Warteminstrumenten zur See; wir hatten für lange Zeit genug. Aber die Leute im Hotel gehärdet auf Einzelheiten — nicht, wie wir früher hörten, aus Mitleid für unsere Leiden, sondern nur, um unsere Erlebniswelt mit denjenigen der Überlebenden von dem Dampfer „B“, der eine Woche vorher torpediert worden war, vergleichen zu können, und um uns zu jagen, wieviel schlimmer deren Erfahrungen gewesen sind als die unigen. . .

„Sie werden gewiß einige Kleidung kaufen wollen, mein Herr?“ fragte der Hotelportier — ganz unnötigerweise, denn die Sachen, die ich anhatte — war gerade Mittagszeit — waren durchaus zweckentsprechend und zeitgemäß; Raucherzeug und Rettungsgürtel. „Ich kann Ihnen die Firma Sounborens empfehlen. All die Herrschaften, die torpediert werden, beziehen ihre Sachen von dort.“

So fahen wir denn in geschlossener Drojghe dorthin. Der Ladeninhaber lächelte uns freundlich zu, als ob er alte, gute Kunden begrüßte. „Guten Tag, meine Herren. Torpediert, wie ich sehe. Bravo! Bravo! Hier habe ich etwas, was in ähnlichen Fällen immer sehr gern gekauft wird. Prima englische Qualität.“

Ja — er zeigte uns sogar die Namen der vornehmen Opfer früherer Torpedierungen, die zu seiner Kundenschaft gehörten.

„Ich halt's nicht länger aus“, sagte einer von uns Überlebenden. „Wir müssen uns ablenken, um auf andere Gedanken zu kommen. Geben wir doch in ein Kino, um einen neuen Film zu sehen.“ Der Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen. Direkt vom Schneider gingen wir in den größten Kintopp der Stadt und nahmen eine Loge. Es dauerte eine ganze Weile, bis es losging. Dann sahen wir einen Mann, der erkrankt. Sein Kampf gegen das entsetzliche Element war so außerordentlich lebenswahr, daß uns ganz schreckt wurde und wir es kaum mit ansehen konnten.

Der nächste Film zeigte einen großen Passagierdampfer, der durch eine gewaltige Explosion in Stücke zerfallen wurde. Die Trümmer des Schiffes fielen aus großer Höhe ins Wasser. . .

In dem Zuge nach London hatte sich die Nachricht von unserer Torpedierung von Mittel zu Mittel wie ein Lauffeuer verbreitet. „Was haben Sie doch für Riesenglück gehabt!“ sagte eine ältere Dame. Jetzt erzählen Sie mir bitte alle, alle Einzelheiten. . .

Seit acht Tagen bin ich nun zu Hause und habe einer sich stets erneuernden Menge ununterbrochen alle, alle Einzelheiten erzählt. Und wenn ich dann sagte, wie es kam, daß ich am Leben geblieben und nicht einmal ins Wasser gefallen bin, dann lächeln diese Leute bezaubert. „Aber schließlich muß's doch gar nicht so aufregend, nicht wahr?“ Aufregend! Ich wünschte, diese lächerliche Neugier hätte mich die Sache vergessen. Für mich war's gerade aufregend genug. . .

Die geheimen Kräfte der Natur.

Eine bessere Skizze von Gustav Waw. (Nachdruck verboten.)

Gr. — Ich war der letzte Sommergast — vielmehr schon Herbstgast.

Die adelicheiten Familien, die interessanten Witwen, welche hier getrauert und nach einem zweiten Mann ausgelast hatten, die Hochtouristen, die von hier in die Alpen hinausgezogen, die Sommerlinge und die Lebensfrohben — all die Schreier, welche den bestellten Gebirgsort zum Ferienaufenthalte ausersehen, waren zwischen ihre heimischen vier Wände zurückgekehrt.

Das Dorflein erlitten sich seiner selbst wieder; es kam nach dem Fremdenrausch zu sich. Die Annehmlichkeiten von fremden Sommerwohnungen verschwanden allmählich von Fenstern und Wänden — der hochtaube Dörfner, der außen am Dorfeingange die Leute angehalten hatte, genau von seinem Oberleib und setzte zu der arbeitsamen Rolle des Abgelangenen zurück — der Wirt, welcher Sommer über seine Kassen mit einer gewissen Heerde beharrlich und erst gegen Regierungskräfte tollgallig zu werden frug, tat jetzt wieder dem Hiesig, Sapp und Jaak Bescheid, wie den nach seinem jungen Döhen und jenen nach seiner frischen Seandirne und auch die Frau Wirtin, von ihr Selbsten aus, nahm den vornehm lächelnden Zug von dem Mundwinkel und schimpfte und mieterte wie ein Oberrecht in Küche und Stall.

Ich war schon Monate lang im Orte. Die Leute zählten mich schon fast zu den Ihren und hatten keine Scheu und wenig Geheimnisse vor mir.

Ich kannte jedes Kind. Und doch — seit einigen Tagen sah ich etliche Gesichter im Dorfe, die ich vorher nie wahrgenommen hatte.

Zuerst einen Burjchen in den Dreihörnern — mit bummelndem Gesichte.

Der hand am Sonntag, als ich aus verletzter Wirtstaulaube das Treiben der Leute beobachtete, mitten im Gastgarten auf einem Tisch — eine Menge Menschen jeden Alters um ihn her, die sich höflich bei seinen Worten unterhielten.

Es waren tolle Dinge, die er trieb. Dabei verfügte er über ein unglaubliches Talent der Stimmverstellung.

Jetzt zeigte er die Lippen und frähte in der höchsten Hüstel: „Arthur! Arthur!“

Nach einer halben Minute gab er denselben Ruf — nur etwas gedämpft und verschommenen zurück: „Arthur! Arthur!“

„Arthur, liebst du mich?“ frähte er dann wieder unter dem dröhnenden Geräusche der Beuern.

Kein Zweifel mehr, es war die täuschend nachgeahmte, dünne Stimme der Baroness Laura, die hier mit ihrer Familie und mit ihrem Bräutigam sich aufgehalten und durch ihre schwärmerischen Gefühlsausbrüche für den Letzteren manchen erschert hatte.

„Arthur, liebst du mich?“ frähte der Burche eben wieder zurück. „Jetzt kommt der Münchener Priester!“ sagte er dann.

„Hier! Hier!“ tönte es im tiefsten Ton, der aus einem Keller heraufzukommen schien.

„Hier! Hier!“ gab er dann denselben Ruf wieder.

„Gör' mal, Loni“, fragte die hübsche Kellnerin, die inzwischen bei mir eingetreten war, um mein geleertes Glas zu füllen, „wer ist denn der seltene Trost hier?“

Sie sah mich ein wenig verlegen an — denn schmunzelte sie.

„Wissen S“, wisperte sie geheimnisvoll, „der ist unser schön's Echo droben an der Gellterwand — was die Fremden allseits so gern heinrufen! Da heißt er den Sommer über auf einem Baum und wenn einer ruft, ist er's 'rückt! Das hat er schon wie a Rombschneider — der Leder! Jetzt verpöflet er's hat a meng' — die Fremde!“

„Arabella! Arabella!“ schmerzte der rauhen gerade wieder, daß man meinte, man habe den schönigen, in das reiche Kommerzienratschiffchen verpackten Kaffee von Knatterbach lebendig vor sich liegen.

Diese Entdeckung, die ich da gemacht hatte, gab mir ein paar Wochen hindurch Anlaß zu heiteren Studien.

Ich nahm gelegentlich den Wirt ein wenig auf die Seite und schloß ihm vorläufig auf den Jaw, ob vielleicht noch mehr solche Tausendfüßler zu witen.

Er rühte sein Köpchen auf's andere Ohr, lächelte mich von der Seite an und meinte: „Da können S schon noch Etwas ins werden! Wissen Sie, man muß dem Gschmack der Fremden etwas entgegen kommen — jetzt, wo die Saison aus ist, darf's das immer nötig — d'rum lassen sich die verschiedenen Leute, die dazu bestimmt sind, allmählich wieder im Dorfe schön — das hab unsere geheimen Kräfte der Natur!“

Die nächste Naturkraft, die ich kennen lernte, war der „Jerrisch“.

„Ein wüßiges, altes Rechen von Humor, Schalkheit und Saure.“ Er sagte auch ins „Schickhump“ druehen am Fuß der Aquiline an sich. Alle Wörter verdrückten mit Eifer erklingend Schauerwürmern von den Gellterstatten, welche die Puriferen demerzt vollbracht hatten, und wenn man sie die heimtückenden Leizen in etwas graufziger Stimmung waren, traf es sich komisch, wenn plötzlich mitten im

